

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336020](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336020)

Die Schanzen.

VON HANS HEID.

Es war im Frühjahr 1701. Vor dem Rathaus von Oberkirch hielten einige Soldaten eine Gruppe edler Reitpferde. Eine Menge Neugieriger drängte sich in der Hauptstraße und betrachtete das kriegerische Bild. Die Mienen der meisten waren sorgenvoll. Sorgenvoll waren auch die Gespräche, die in gedämpftem Tone geführt wurden. Soldaten und Pferde: das bedeutete Krieg! Und was Krieg war, wußte man hier wohl.

Raum ein Duzend Jahre war es her, daß die Mordbrenner von jenseits des Rheines raubend und plündernd durch das Tal zogen. Trümmer und Feuerschein zeichneten ihren Weg. Viele Höfe waren damals in Asche gesunken, die Felder waren verwüstet, die Scheunen geleert. Nun sollte das wieder kommen? Gab es denn keinen Frieden auf der Welt?

Im Ratssaale aber standen die Vertreter der Renchtäler Gemeinden vor einem Tische, an dem ein schmaler, schlanker Offizier saß. Die Locken seiner Perücke wippten leise, wenn er beim Sprechen den Kopf bewegte. Das Gesicht war nicht mehr jung. Es stand zu den Bewegungen, mit denen er seine Ausführungen unterstrich, in gewissem Widerspruch. Die Zeit und vielleicht auch Entbehrungen hatten schon tiefe Furchen hineingezogen. Aber in den großen blauen Augen lebte jugendliches Feuer. Auf dem Tische war eine große Karte ausgebreitet. Mit einem kleinen Stöckchen fuhr der Offizier hierhin und dorthin, fragend und erklärend. Seine Begleitung, einige ältere Offiziere, blickten ihm über die Schultern. Die Gruppe der Bauern stand meist stumm. Nur wenn gefragt wurde, warf der eine oder der andere ein langsames, bedächtiges Wort ein.

Ludwig Wilhelm, der Markgraf von Baden, studierte die Karte des Renchtäler Gebietes.

Nun schien er zu einem Abschluß gekommen zu sein. Er stand auf. Auf einen Wink verließen die Bauern das Zimmer. Nur der Oberkircher Amtmann blieb bei den Offizieren. Ludwig Wilhelm durchmaß das Zimmer mit langsamen, bedächtigen Schritten. Vor der Karte blieb er stehen. Er sprach, wie zu sich selbst, ohne einen der Anwesenden anzublicken: „Die Zugänge zu den Pässen müssen unter allen Umständen gesperrt werden. Die Schanzen auf der Höhe reichen nicht. So weit darf der Gegner gar nicht erst kommen. Hier . . .“ der Stock fuhr über die Karte — „und hier müssen Verschanzungen errichtet werden. Der Sumpf ist gut — er wird mit benutzt. Und die Umgehungswege in den kleinen Seitentälern sollten auch gesichert sein!“ — Plötzlich sah er auf, trat auf den Amtmann zu. „Er weiß, daß ich von meiner Armee keinen Mann abgeben kann. Kann er mir Leute zum Schanzenbau stellen?“

Der Angeredete lächelte höflich. Er verneigte sich und murmelte etwas von „versuchen“ und „Bauern nicht zwingen können“. Der Markgraf zog die Brauen

den einige
länge sich
er meisten
dem Tone
as Krieg

seits des
uersehen
Felder
? Gab

en vor
Derüde
ar nicht
n unter-
hatten
jugend-
t einem
Seine
Gruppe
oder der

Rench-

uf einen
in blieb
men, be-
h selbst,
en unter
ht. So
über die
t gut —
sollten
er weis,
ate zum

as von
Braun



Der Braunberger
Hof bei Lautenbach
(Renchthal)

Familie Georg Maier,
erbeingejessen seit dem
Jahre 1675

hoch und kehrte ihm schroff den Rücken. Der Amtmann entfernte sich mit vielen Bücklingen. „Kanaille!“ presste ein Offizier zwischen den Zähnen hervor. Der Markgraf wandte sich um. „Vergeßt nicht“, sprach er zu dem Offizier gewendet, „daß wir uns in Feindesland befinden! Dieses Gebiet ist strassburgisch und der Bischof steht auf seiten der Gegner!“ Der Offizier brummte etwas Unverständliches und packte die Karten zusammen. Die Gruppe verließ das Zimmer. —

Auf der Straße nach Oppenau ging eine Gruppe Bauern. Es waren die Stabhalter der hinter Oberkirch liegenden Gemeinden. Mit den schweren, langsamen Schritten der Bergler gingen sie schweigend dahin. „Wird eins abgeben — böse Geschichte“, fing einer ein Gespräch an. Die anderen nickten stumm. „Wenn die Welschen wieder kommen — dann gut' Nacht uns!“ fuhr er fort. Die Männer erinnerten sich mit heimlichem Schrecken an die Zeit vor zwölf Jahren. Sie sahen die Häuser rauchen, sahen sich das Vieh in den Wald treiben, hörten noch das Jammern der Kinder, die nichts mehr zu essen hatten. Dumpfes Schweigen breitete sich aus. Eine Last legte sich schwer auf die Gemüter. Da klang die Stimme eines alten Bauern fast wie Befreiung: „Darf halt nimmer so weit kommen! Müffen

was machen dagegen!“ Aller Augen sahen auf ihn. Er fuhr fort: „Der Badener, der Türkenlouis, will ja das Tal sperren. Wir müssen ihm helfen!“ Ehe er noch Antwort bekommen konnte, hörte man Pferdegetrappel. Von Oberkirch her nahte ein kleiner Reiterzug. Der Markgraf mit seinen Offizieren war unterwegs, das Tal abzureiten.

Die Bauern traten zur Seite und zogen die Rappen. Der Markgraf, der leicht gegrüßt hatte, zügelte sein Pferd und ließ es in Schritt fallen. Er winkte die Männer zu sich heran und ritt in ihrer Begleitung langsam weiter. Sein Gefolge hielt sich etwas zurück. Mit dem Reitstock in die Gegend weisend, erfragte der Heerführer Berge und Wege und Täler. Dazwischen hatte er Gelegenheit, sich nach der Herkunft der Männer zu erkundigen. Da waren die Stabhalter von Winterbach und Lautenbach, von Odsbach und Ramsbach, Bauern aus dem Kniebis- und Moosgebiet. Nach und nach wurde auch manche Erinnerung an die verfloffenen Kriege ausgekratzt. Die Männer merkten kaum, wie sich der Stratege nach taktischen Möglichkeiten erkundigte, wie er aus alten Beispielen zu lernen suchte. Bald mußte er über die Gegend genau Bescheid. Das Bild, das er sich vor der Karte gemacht hatte, war plastisch ergänzt. Schon entwarf er im Geiste die Sperren, die sich seinem genialen Plane einfügen sollten. Er versank in Sinnen. — Man hörte eine Zeitlang nur das Getrappel der Pferde und die schweren Schritte der Bauern. Die Stirn des Markgrafen umwölkte sich. Die Schwierigkeiten standen vor seinen Augen, die sich dem Plane entgegenstemmten. Woher sollte er in der Eile die Leute nehmen?

Es war, als ob seine Gedanken in den Männern seiner Begleitung zu leben begämen. Sie, wie er, wollten ja die Heimat vor dem Einfall raubgieriger Feinde schützen. Sie sahen in diesem kleinen Tal ihre Heimat, er in dem langgestreckten Lande, von dem das Tal ein Teil war. Und beider Herzen bewegte die gleiche Sorge und die gleiche Liebe. In diesem Augenblicke waren es nicht Fürst und Untertan, nicht Krieger und Bauer, die nebeneinander hergingen. Es waren Angehörige eines Volkes, Männer der gleichen Art, des gleiches Blutes, wenn auch in verschiedenen Stellungen. Und dieser Augenblick des Erfühlens der tiefsten Zusammenhänge, der Augenblick gemeinsamer Not, formte die Tat!

Der Stabhalter von Odsbach blieb plötzlich stehen, nachdem er sich durch einen kurzen Blick mit seinen Freunden verständigt hatte. „Herr Markgraf“, begann er, und Ludwig Wilhelm, der sein Pferd unwillkürlich zügelte, bemerkte die ungewohnte Anrede nicht — „Herr Markgraf“, begann der Bauer, „wir stellen uns Euer Gnaden zur Verfügung! Wir haben Leute zum Schanzenbau und Gewehre genug, die Schanzen zu besetzen. Wir lassen keinen Franzosen herein!“ Er schnaufte tief. Die ungewohnte Rede hatte ihn doch mehr erregt, als es zuerst den Anschein hatte. Er war einen Schritt vorgetreten und schaute dem Fürsten ins Auge. Auch die anderen blickten den Mann an, von dem sie Rettung aus der Gefahr erwarteten.

Ludwig Wilhelm mußte sich erst fassen. Es schien, als ob ihm die Augen feucht wurden. Dann streckte er impulsiv die Hand aus, in die der Bauer kräftig einschlug. Ein Bund wurde stumm besiegelt.

Wenige Wochen später besichtigte der Türkenlouis die Schanzen, die von den Renchtäler Bauern zwischen Oberkirch und Oppenau und auf den Höhen angelegt



Der Schlangenhof in Schapbach

Familie Gustav Waibele, erbeingefessen seit dem Jahre 1786

worden waren. Man hatte einige Geschütze eingebaut. Zwischen den wenigen Soldaten standen freiwillige bewaffnete Bauern. In kurzer Zeit war hier ein festes Werk entstanden. Der Markgraf sparte nicht mit seinem Lob. Er ließ sich den Stabhalter holen, der ihm damals die Hilfe angeboten hatte. Ruhig und selbstbewußt stand der Bauer vor dem Fürsten, ein Bild gesammelter Kraft. Der Markgraf legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich danke ihm“, sprach er warm, „er hat mir einen sehr großen Dienst geleistet!“ Der Bauer verneigte sich leicht. „Es geht um die Heimat!“ meinte er schlicht. Der Markgraf nickte heftig und wandte sich zu seiner Umgebung. „Möchten alle so denken!“, sprach er und ein Ton der Freude schwang in seinen Worten. „Diese Schanzen werden nie genommen werden! Dafür bürgen mir die Männer, die sie gebaut! Der Wall hält fester, als Erde und Stein!“ Er schüttelte dem Bauern heftig die Hand. Dann wandte er sich rasch ab. Die Männer sahen auf die Seite, als sie zu bemerken glaubten, daß er sich die Augen wischte. Ludwig Wilhelm aber, der Sieger in 52 Schlachten, wandte sich im Begreiten zu seinem Begleiter: „Warum kann das nicht immer so sein?“ fragte er mit bewegter Stimme. „Muß uns ein Bauer zeigen, was not tut?“

Die Schanzen im Renchtal wurden nie genommen. Sie zerfielen im Laufe der Jahrzehnte. Aber der Geist, der sie baute, lebte fort, bis er Erfüllung fand und heimkehrte in die große Heimat, ins Reich!



Wer hat Dich, Du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Solang noch meine Stimm' erschallt.

So klang's über den langen Rücken der Hornisgrinde. Eine Schar frischer Buben sang andächtig dieses herrliche Lied des „Sängers vom Deutschen Walde“, des gemütvollen Eichendorff. Allen hatte es der Wald angetan, waren sie doch heute zum erstenmal in die „richtigen“ Wälder gekommen. Schon lange hatten sie sich auf die erste große Waldwanderung gefreut.

Befriedigt sah ihr Lehrer die beglückten Knabengesichter. Da entsprang seinem Geist gebieterisch ein Gedanke: „Wäre jetzt nicht die beste Gelegenheit, den Buben ihren deutschen Wald nahezubringen? Sind sie jetzt nicht am empfänglichsten für seine Lehren?“ — So wandte er sich an seine Schar, und da sie müde und satt waren und das Moos noch weicher als Mutters Ruhbett, hörten sie ihm aufmerksam zu.

„Ja, unser Wald ist ein köstlicher Besitz des Volkes ohne Raum. Ihr alle verspürt ja täglich, welche Schätze er euch mit seinem Holze bietet. Was meint ihr, wie der Winter euch zusetzte, — ohne Holz! Und wo blieben die köstlichen Speisen ohne Feuerung? — Auch die Steinkohle stammt von untergegangenen Wäldern. Und denkt an eure Häuser und Möbel, an die Telefonstangen, die Geräte der Bauern und Handwerker! Wie wäre das alles — ohne den Wald? Gar säuberliche Holzwohle und nützliche Schachteln spendet uns letzten Endes auch — der Wald.

Der Wald ist es auch, der den Rohstoff für den Zellstoff liefert. Daraus wird das Papier. Das aber ist die Munition für die Soldaten der Feder, — die Männer, welche mit Wort und Schrift dem deutschen Aufbau dienen. Ohne Wald keine Zeitung, keine Bücher, keine Hefte, keine Schule, kein Papier, kein Geistesleben — keine Kultur.

Der Zellstoff wird auch zur Herstellung von Kunstseide verwendet. Was meint ihr zu diesen Scherzfragen: Kann man aus einem Tannenbaum Krawatten und Florstrümpfe machen? Holz in Kleider verwandeln. Ihr lacht? — Und doch sind auch sie letzten Endes im Walde geboren, stand die Wiege der Kunstseide im Wald. Sicher denkt manches Mädel nicht daran, daß sie ihre flotten Strümpfe dem Wald verdankt. —

Denkt auch daran, welche Fülle köstlicher Beeren der Wald uns schenkt! Fast weiß ich nicht, was besser mundet: Die köstliche Walderdbeere, die süße Himbeere oder die von Waldblut nur so strogende Heidelbeere. Aber auch die herb-kraftige Preiselbeere und die saftreiche Brombeere sind nicht zu verachten. Immer mehr betont die ärztliche Wissenschaft unserer Tage den Heilwert dieser schlichten Waldbeeren.

Eine Unmenge Pflanzen würden aussterben, — nährte sie nicht der Wald. Das unscheinbare, aber im Haushalt der Natur ungeheuer wichtige Moos, welches

das Regenwasser festhält, wächst größtenteils nur im Wald. So manche Vögel wären ausgestorben — beherbergte sie nicht der Wald. Euch allen gefallen doch die farbenprächtigen Spechte, die emsigen Kleiber? Kuckuck . . . rufts auch nur aus dem Wald! Wären die Vögel aber nimmer — was meint ihr wie die Raupen den Obstbäumen und Gartenpflanzen den Garaus machten!

Gar gütig bietet der Wald auch unseren Rehen und Hirschen und manch anderem Wild die letzte Zufluchtsstätte. Wem gefallen sie nicht, die schlanken Rehe mit den lieben Augen? Wie glücklich sind sie im Wald! Und wer findet keinen Spaß an dem deutschen Affchen, dem drolligen, quecksilbrig lebendigen Eichhörnchen? Immer werden die Tiere des Waldes in ihrer unberührten Schönheit dem Menschen zeigen, wie ein Lebewesen gedeiht, so lange es der Natur ganz nahe ist! Jeder rechte Jäger liebt seinen Wald leidenschaftlich. Wäre doch das edle Weidwerk ohne ihn seiner schönsten Reize beraubt.

Der Wald ist ein Arbeitsbeschaffer ersten Ranges. Unser ganzes Wirtschaftsleben wäre ohne ihn undenkbar. Er gibt einer Unmenge Leuten ihr Brot: Waldarbeitern, Holzfällern, Förstern, Sägereien, den Arbeitern in den Zellstoff- und Papierfabriken, der Holzindustrie, den Angestellten der Druckereien, wie auch den Holzschneidern. So mancher Junge kam der leeren Kasse seiner Eltern aus dem Erlös des Beerensammelns helfen oder sich Schulbücher dafür kaufen.

Die ganze Fremdenindustrie, das Gasthausgewerbe, brächen zusammen — ohne den Wald. Wieviele Wanderer aus Deutschland, ja der ganzen Welt lockt doch der Schwarzwald an! Wie viele läßt er genesen und wieder schaffensfroh werden!



Schwarzwälder Holzfäller

Nach einem Gemälde von Hans Schroedter, Hausen vor Wald

Ohne Wald wäre Deutschland eine Steppe oder Wüste. Er hält nach Regengüssen die Feuchtigkeit und gibt riesige Mengen von Wasserdampf ab. Ja, wir können froh sein, daß wir ein walddreiches Land sind. Gut ein Viertel Deutschlands ist mit Wald bedeckt. Und nun vergleicht seine Regenmenge mit der Portugals, das nur 3 Prozent Wald, dafür aber 46 Prozent Ödland hat! Ihr alle lest immer wieder von den entsetzlichen Stürmen und Überschwemmungen in Amerika. Das hat seine letzte Ursache im Raubbau am Wald. Denn der regelt Wind und Wetter.

Ohne Wald sterben die Völker. Die Phönizier holzten ihre Wälder ab und bezahlten diesen Raubbau mit dem Untergang ihres Volkes. Ihr Land ist heute eine Wüste. Wahrscheinlich auch die Sahara und andere Wüstengebiete waren einmal vor Jahrtausenden von blühenden Staaten belebt. Ausgrabungen geben Zeugnis davon. Diese Völker hätten aber ohne den Wald nicht leben können. Da diese Gebiete heute aber Wüsten sind, müssen sich die Menschen jener Zeit auch an ihren Wäldern versündigt haben.

Darum soll niemand glauben, es wäre wirtschaftlicher, mehr Wald abzuholzen und in Ackerland zu verwandeln. Was nützen uns Äcker, denen die Feuchtigkeit fehlt? So manches Lawinenunglück, so viele Erd- und Gesteinsrutsche hätten verhütet werden können, wenn geldgierige Menschen ihre Wälder nicht schöne abgeholzt hätten. Er ist auch der natürliche Windschutz.

Ja, ein gewaltiger Helfer Gottes ist der Wald. Milliarden seiner Blätterlungen hauchen den lebensnotwendigen Sauerstoff aus. Und der ist uns noch wichtiger als das tägliche Brot. Wochenlang können wir hungern, aber kaum einige Minuten ohne Sauerstoff sein. Dafür nehmen die Blätter das von Menschen und Tieren ausgeatmete Kohlendioxid auf. Was für den Menschen Gift ist, verwandelt der Wald in belebende Luft. Der Wald erzeugt auch die vollwertigste Sauerstoffart, das Ozon. Versteht ihr jetzt, warum die reine Waldluft unser Blut genesen und frischer werden läßt? Fürwahr — kein gesundes Leben — ohne den Wald.

Werden die Wälder abgeholzt, so verlanden die Seen, die Luft wird zu trocken, die Flußläufe büßen ihre Wasserfülle ein, denn Wald und Wasser hängen gar innig zusammen. Dann verliert aber viel Wassergetier — Frösche und Vögel — seine Lebensgebiete. Das Ungeziefer wird sich gewaltig vermehren, — und Obstbau und Landwirtschaft die Leidtragenden sein. Nicht wahr, ihr habt alle schon von den furchtbaren Heuschreckenschwärmen walddarmer Gebiete gehört?

Und denkt an das köstliche Trinkwasser der Gebirgswälder! Wie viele klare Quellen und Bächlein bietet der Wald! Das alles würde versiegen — wäre nicht der Wald. Entsetzliche Seuchen rühren oft nur von schlechtem Trinkwasser her. — Der Wald ist endlich ein großer Arzt. Wie viele Kranke genesen im Wald! Unzählige Kinder blühen herrlich auf im segnenden Wald.

Für die Wehrkraft eines Volkes sind die Wälder von entscheidender Bedeutung. Denkt daran, wie die Germanen ihre Freiheit zum großen Teil ihren undurchdringlichen Wäldern zu verdanken hatten. Die Teutoburger Schlacht hätte der schwertgewaltige Armin nicht gewonnen, wäre nicht der deutsche Wald sein treuester Bundesgenosse gewesen. Als die räuberischen Landsknechte fremder Völker im Dreißigjährigen Krieg Deutschland ausplünderten, waren die Wälder für Menschen und Vieh oft genug die letzte Zufluchtsstätte. Eure Väter haben euch sicher auch schon von den erbitterten Waldkämpfen in den Argonnen und Vogesen erzählt. Ja, der Wald ist ein gar treuer Heimathüter.“